



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleinschmidt, Arthur: Karl Friedrich von Baden : als Neubegründer der
Universität Heidelberg.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Karl Friedrich von Baden

als Neubegründer der Universität Heidelberg.

Von Arthur Kleinschmidt.



n Karl Friedrich, dem letzten Markgrafen und ersten Großherzoge, verehrt Badens Volk den größten, weisesten und gerechtesten seiner Fürsten, Deutschland einen der wenigen Herrscher, für die selbst Napoleon eine mit Ehrerbietung gemischte Achtung empfand, die ehrwürdige Hochschule endlich, zu deren fünfhundertstem Geburtstag wir alle, froher Ahnungen voll, uns rüsten, ihren Erneuerer, ihren dritten Schöpfer. Den bescheidenen Erblanden des Zähringer Hauses hatte eine Hochschule gefehlt; Karl Friedrich empfing mit der Kurwürde 1803 durch Napoleon die herrliche Pfalz und in ihr als köstlichste Perle die berühmte Universität, nächst Prag und Wien die älteste des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Sie war jedoch unter der Regierung des Hauses Pfalz-Neuburg wie unter der Karl Theodors, dessen Standbild unsre Brücke ziert, völlig in die Hände der Jesuiten geraten, mit denen die Lazaristen, freche und heutigierige Ibioten, um die Alleinherrschaft rangen; ganz unwissende Subjekte, meist auch charakterlose Menschen, saßen auf ihren Kathedern, jede freie wissenschaftliche Entfaltung hemmend, und vererbten überdies häufig das akademische Amt in der Familie. Wie das gesamte Schulwesen der Pfalz lag unsre Hochschule darnieder, der Verlust ihrer linksrheinischen Besitzungen und Renten durch die französische Revolution hatte ihre Finanzen furchtbar betroffen und belief sich auf mehr als eine halbe Million Gulden; die Bibliothek war seit langen Jahren ohne Zuwachs geblieben. Selbst der Fortbestand der Ruperta stand in Frage, vielfach sprach man von ihrer Auflösung, und im Februar 1802 hatten sämtliche Bünte der Stadt den Kurfürsten Max Joseph um ihre Erhaltung angefleht. Karl Friedrich trat nun mit dem innigen und andauernden Eifer seines der Wissenschaft zugewandten Geistes und Herzens als Reformator der Universität auf, die so sehr der Pflege bedurfte, und Freiherr von Reizenstein, der freisinnige Freund von Wissen und Forschung, unterstützte ihn bei dieser Reformation mit Herz und Hand, rastlos thätig und in ganz Deutschland Umschau nach belebenden Kräften haltend. Fürst und Minister erblickten in der Universität das Juwel des Landes, den Stütz- und Entwicklungspunkt geistiger Freiheit und das höchste Erziehungs-institut der Menschheit; Karl Friedrichs Lieblingswunsch war die Erhöhung Heidelbergs zu neuem Glanze, und Reizenstein schwebte als Vorbild die Hochschule zu Göttingen vor Augen. Diesen Gesinnungen entsproß das hochwichtige

dreizehnte Organisationsedikt Karl Friedrichs vom 13. Mai 1803 mit seinen Bestimmungen für das gesamte Schulwesen, mit der sorgfamen Gliederung aller Stufen von Volks- und Mittelschulen zu den Lyceen, Gymnasien und zur neuen Universität, die alle wieder das heilige Band des Strebens nach Licht, nach Reinheit, Wahrheit, Schönheit verknüpfte.

Die Universität war ganz verarmt, eine Staatsdotacion die erste Lebensbedingung; Karl Friedrich setzte sie auf 40 000, bald auf 50 000 Gulden jährlich an, wovon 28 200 bis 32 000 für die Lehrer verwendet werden sollten, für die Bibliothek nur 1500, für Instrumente und Apparate nur 1000 Gulden angesetzt waren. Wiederholt aber wies er dem Universitätsfonds Geschenke zu, z. B. 1804 12 000 Gulden, und aus den zahlreichen aufgehobnen Klöstern strömten Schätze an Büchern und Handschriften in die weiten Hallen der Bibliothek, die bald auch die Büchersammlung der 1804 mit der Universität verschmolzenen staatswirtschaftlichen hohen Schule im jetzigen Cunjzischen Hause aufnahm. Karl Friedrich fand es für ratsam, daß nicht nur der Staat, sondern auch die Kirche zum Unterhalte der Universität beitrage, und ließ darum von den 40 000 Gulden die Kirchenstiftungen 10 000 übernehmen, derart, daß die katholischen zwei, die lutherischen zwei und die reformirten ein Fünftel beisteuern mußten. Da die drei christlichen Konfessionen am Aufbaue der Wissenschaft gleichberechtigt mitwirken sollten, so setzte Karl Friedrich eine aus Katholiken, Reformirten und Lutheranern gemischte kirchliche Sektion (Fakultät) mit neun theologischen Lehrstühlen ein und ließ jeden Einfluß des Unterschieds der Konfession bei der Besetzung der Lehrstühle in den andern Fakultäten außer Geltung kommen. Die juristische Fakultät, die der den Bedürfnissen des Staates und des weltlichen öffentlichen Unterrichts sonderlich Rechnung tragende Neubegründer als staatsrechtliche zu bezeichnen liebte, erhielt fünf, die medizinische sechs, die allgemeine Sektion, die seit 1807 wieder als philosophische Fakultät erscheint, sechs bis sieben Lehrstühle, zu denen ein achter für Astronomie mit dem Sitze in Mannheim kam; der staatswissenschaftlichen fünften Fakultät, die in wunderlicher Mischung die wirtschaftlichen Fächer, die Gewerbskunde, die Scheidekunst und die Polizeiwissenschaft umschloß, wurden drei bis vier Professuren zugewiesen, doch trat sie unter Großherzog Ludwig 1822 als Unterabteilung in die philosophische Fakultät ein. Eine „bildende“ sechste Sektion umfaßte vier Exerzitiemeister für Reiten, Fechten, Tanzen und Zeichnen und zwei Sprachmeister für Englisch, Französisch und Italienisch. Der akademische Senat von zwanzig Ordinarien sollte alle allgemeinen Studien- und Universitätsangelegenheiten beraten. Wie einst 1652 Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, ihr zweiter Vater und Reorganisator, so übernahm Karl Friedrich für sich und seine Thronerben das Rektorat der Universität und ließ sich durch einen Prorektor vertreten. Neben das akademische Gericht unter dem Voritze des Prorektors trat ein Ephorat von sechs Ordinarien, um über die sittliche Führung

der Studenten zu wachen; doch hatte es sich „aller strengen Splitterrichterei, womit unschuldige, wann auch dem reifern Alter geschmacklose Vergnügen gestört, und eine schon männliche Geseztheit und Zurückhaltung von der aufblühenden Jugend gefordert wird,“ gänzlich zu enthalten. Karl Friedrich setzte als Studienzeit der Badener drei und ein halbes Jahr für die Juristen, drei für die Theologen und Mediziner und dritthalb für die Kameralisten an und verpflichtete jeden Studenten des Landes, so lange in Heidelberg zu weilen. Hatte unter den pfälzischen Regierungen bei den Studenten Sittenlosigkeit und zügelloses Treiben geherrscht, so trat alsbald diesen Übeln das akademische Gericht, aus Thibaut, Martin und Heise bestehend, voll Energie entgegen, bis am 7. Mai 1810 ein Universitätsamtmanu es ablöste. Die Oberaufsicht der Anstalt wurde unmittelbar dem Geheimratskollegium in Karlsruhe anvertraut, in welchem der protestantische Staatsminister Freiherr von Edelsheim und der katholische geheime Referendar von Hofer als Kuratoren angestellt wurden. So legte Karl Friedrich den Grund zu einem neuen Heidelberg, wie er den Deputirten der Universität im Juni 1803 in Mannheim und bald auch persönlich den Heidelberger Behörden verhieß, als er hier trotz der Antipathie der Pfälzer gegen sein Haus herzlich begrüßt wurde. Er sprach ein neues „Werde!“ über die Stiftung Ruprechts I.; in dankbarer Anerkennung nennt sie sich seitdem Ruperto-Carola und begeht feierlich sein Geburtsfest, an dem sie aus seiner 1807 gemachten Stiftung denen eine Denkmünze aus badischem Golde zuerkennt, welche die von den Fakultäten gestellten wissenschaftlichen Fragen gelöst haben. Ein tiefer Sinn sprach sich in der Sage aus, ein auf der Brücke eingeschlummerter Student habe erwachend gehört, wie Minerva Karls Friedrichs Lob Karl Theodor zurief. Zahllose anderweitige Sorgen und Arbeiten, welche die Neubildung des ganzen Staates mit sich brachte, verhinderten Karl Friedrich, die Reorganisation der Hochschule sofort zu vollenden; nur allmählich und höchst vorsichtig konnte das Werk vollführt werden. Auch war eine Epoche beständiger Kriege der Pflege der Studien wenig günstig, und 1804 zählte die Universität bloß 27 Ordinarien und Extraordinarien, von denen nur ein Ordinarius den höchsten Satz, 2000 Gulden, bezog; die Frequenz betrug 1803/4 250 Studenten. Und doch wurde die Ruperto-Carola eine moderne wissenschaftliche Anstalt ersten Ranges, die ihr durchlöcheretes klerikales Gewand abstreifte und einen weltlich-staatlichen Charakter annahm; allmählich schwand die katholische Übermacht im Senate, ein protestantisch freier Geist brach sich Bahn, und das protestantische Deutschland durfte jubelnd den Tag begrüßen, an dem die alte Universität, siech und hinfällig, aus den Händen einer pfäffischen Clique in die einer freidenkenden, aufgeklärten Regierung übergegangen war, um sich unter ihrer sorgsamem Vaterhand neu zu beleben und zu verjüngen. In dem akademischen Senate begegneten sich freilich noch die wunderlichsten Gegensätze; Männer, die am Kopfe und im Herzen einen zärtlich gehegten

Zopf trugen, ergraute Mönche saßen neben den Pionieren einer neuen Zeit voll Ruhm und Herrlichkeit. Am auffallendsten war diese Mischung in der theologischen Fakultät, und trotzdem bot sie ein Bild der Einigkeit, so ferne ihr auch Einheit blieb. An ihrer Spitze stand der Karmeliter Bonifacius vom heiligen Wunibald, der unter Karl Friedrich seinen Familiennamen Schnappinger wieder annahm. Ein grenzenlos gutmütiger Mensch, paßte er nicht in seine Zeit, höchstens ins dreizehnte Jahrhundert; seine Vernunftbeweise in der Dogmatik waren stets die denkbar unvernünftigsten, und er besprach die einzelnen Paragraphen seiner in Augsburg erschienenen *Doctrina dogmatum* erst „fufius,“ dann etwas „fufiuffer,“ um absolut konfus zu enden; dabei behauptete er, Gedanken zu haben wie noch kein Sterblicher; seine Kollegien dienten der Jugend zur Ergözung und zu schrankenlosem Mutwillen. Der geistliche Rat trieb es schließlich, nach Freiburg übergesiedelt, so arg, daß er abgesetzt wurde. Ein ganz anderer war Matthäus Kübel, der Professor des kanonischen Rechts, ein hochgelehrter, feiner Jurist von ehrwürdigen Sitten, der sich die Hochachtung Savignys und Thibauts errang und 1809 als Senior der Universität, lange unerseßlich, starb. Eine gewisse Bedeutung ließ sich auch dem Karmeliter vom heiligen Adam, Anton Thaddäus Derefer, nicht absprechen, der einst ein begeisterter Jünger der josephinischen Ideen gewesen war, sich dann mit dem berühmten Eulogius Schneider für die Greuel der Jakobiner erwärmt, durch schwere Kirchenbußen aber Vernunft und Ruhe wieder erlangt hatte; als Professor der biblischen Exegese und der orientalischen Sprachen übte er bei weitem den größten Einfluß auf die Jugend aus und galt für einen aufgeklärten Katholiken, bis er bei dem Totenamte Karl Friedrichs in die größte Taktlosigkeit ausartete. Ganz bedeutungslos hingegen war der Professor Saar, auch ein ehemaliger Mönch. Die protestantische Abteilung der theologischen Fakultät zählte jetzt nur zwei, dafür umso hervorragendere Ordinarien, den allseitig wohlbeschlagenen Daniel Ludwig Wundt, der die pfälzische Kirchengeschichte schrieb, und den gewaltigen Vertreter des eigentlich theologischen Prinzips, den großen philosophischen Denker Karl Daub. Daub wußte durch den Reichtum seines Geistes die Unvollständigkeit der Fakultät weniger fühlbar zu machen, las über alle Gebiete der Theologie und manche der Philosophie, die er mit jener zu versöhnen suchte, wie er auch die Religion nicht im Verstande, sondern im Herzen begründete; er galt für eine der berühmtesten Stützen der Orthodogie. Auf Karl Friedrichs dringende Bitten lehnte er 1803 einen glänzenden Ruf nach Würzburg mit doppelt so hohem Gehalte ab; er war zur Restauration der Hochschule am Neckar zu wichtig, auf ihn rechnete der neue Rektor als auf die Bürgschaft einer bessern Zeit, und Daub vergalt dies Vertrauen mit hingebender einundvierzigjähriger Wirksamkeit. Weit schlimmer als mit der theologischen war es mit der juristischen Fakultät bestellt; sie hatte nur zwei ordentliche und einen außerordentlichen Professor, die alle drei Mittelmäßigkeiten waren; wer spricht heute noch von Gambsjäger,

Wedefind und Janson? Nicht besser stand es mit der medizinischen Fakultät; sie zählte nur dunkle Namen außer Franz Anton Mai, 1805 dem ersten und einzigen Geheimrat der Hochschule; an ihm hingen mit innigster Hochachtung die Studenten, denen er auch darüber vortrug, wie sie im Berufe lange und gesund leben könnten; ohne einen Orden zu stiften, bildete er in populären Vorträgen barmherzige Schwestern heran, und die Kranken blickten mit unbedingtem Vertrauen auf den „alten Mai,“ den praktischsten aller praktischen Ärzte, den Wohlthäter der Armen und Verlassenen; vor Thibaut hat kein Professor ein solches Leichengeleite gehabt wie 1814 Mai. Die staatswirtschaftliche Fakultät bestand aus den ordentlichen Professoren Georg Adolph Suckow, der die Aufsicht über die bald sehr bereicherten physikalischen Sammlungen führte und an der Universität hohes Ansehen genoß, Gatterer und Semer, dessen hellgrauer Frack mit rosa Sammetkragen, gepudertes Haar und langer Zopf an entschwundene frohe Tage erinnerten. Sehr üde sah es in der philosophischen Fakultät aus: von ihren vier Ordinarien besaß nur Jakob Schmitt, ein früherer Mönch, einige Bedeutung, Verstand, Geist und Kenntnisse, aber seine exzentrische Natur führte ihn mit den Jahren dahin, ein Hanswurst zu werden; stand er jetzt noch durch seine Vorzüge in Geltung, so wurde er in Freiburg, wohin er später übersiedelte, zur komischen Figur, forderte gebieterisch von seinen Zuhörern unbändiges Lachen über seine schlechten Witze, tyrannisierte die Stipendiaten und als Ephorus des Gymnasiums die Lehrer und sandte, von einem Korpsburschen eingeschult, seinem Kollegen, dem Theologen Hug, zwei Herausforderungen; da aber erging es ihm wie Schnappinger, es erfolgte seine Absetzung. Die Philologie war in Heidelberg ohne alle Vertretung, hier that Hilfe am meisten Not.

Es lag nicht in der konservativen Natur Karl Friedrichs, alles umzustößen und auf Ruinen einen Neubau zu errichten; vielmehr fügte er gerne auf erprobte Grundsteine kräftige neue Pfeiler und hielt darum mit Opfern und eifrigem Bemühen die wenigen tüchtigen Gelehrten der kurpfälzischen Zeit in Heidelberg. Da aber mit ihnen allein die Hochschule nicht gedeihen konnte, so ließen Karl Friedrich und Reizenstein, der ihm wie einst Johann von Dalberg dem Kurfürsten Philipp dem Aufrichtigen von der Pfalz zur Seite stand, ihr Auge durch ganz Deutschland schweifen, um Namen von Autorität für Heidelberg zu gewinnen. Am empfindlichsten klappten die Lücken in der juristischen Fakultät und in der Philologie; so ergingen denn die ersten Berufungen nach Marburg an den jungen Friedrich Karl von Savigny und auf Daubs Anregung an Georg Friedrich Creuzer. Savigny lehnte ab, weil er noch in Paris Studien machen wollte, ließ aber eine spätere Annahme in Aussicht und korrespondierte lange mit dem Kurator von Hofer, machte mit ihm Projekte für die neue juristische Fakultät und lenkte seine Aufmerksamkeit auf Päß und den scharfsinnigen Heise, der bald zu den Zierden Heidelbergs gehören sollte. Creuzer

hingegen nahm freudig den Ruf an, ein neues Heidelberg begründen und bauen zu helfen, und wirkte hier vierundvierzig Jahre; der humane, geistvolle Mann, der vertieft in das Studium der Sprachen und Formen der Vorzeit, doch nie ein Knecht des Buchstabens, sondern ein Sohn des Geistes gewesen ist, schuf gleichsam aus dem Nichts den Lehrstuhl der Philologie, alten Literatur und Geschichte, mancher Anfeindung durch Kollegen nicht achtend; mit viel Phantasie ausgestattet, war er ein abgesagter Feind der nüchternen Verstandesaufklärung. Zu Schellings Berufung, an die man in Karlsruhe dachte, kam es nicht, auch nicht zu der Ludwig Tiecks, die Clemens Brentano, welcher Heidelberg über alles liebte, anregte und auch Savigny empfahl. Bald richtete sich die Aufmerksamkeit Deutschlands auf das neu emporblühende Neckar-Athen; von allen Seiten kamen Wißbegierige; hier studirte Joseph von Eichendorff, der große Lyriker seelenvoller Nüchternheit, hier arbeiteten Brentano und Arnim eifrig in ihrer Wohnung im Faulen Pelz, hier hielt ihr Freund Görres Vorlesungen an der Universität, ohne aber zu einer festen Anstellung zu gelangen, und im Herbst 1808 ging das romantische Kleeblatt auseinander; wie fröhlich hatten sie und der junge Jakob Grimm an ihrer „Zeitung für Einsiedler“ oder „Tröst Einsamkeit“ vom April bis zum August 1808 geschrieben! Immer wieder zog es Jean Paul, zog es Goethe nach Heidelberg, in dessen Schloßruine Friedrich von Matthisson seine Elegie dichtete. Noëbue sprach es aus: „Wenn ein Unglücklicher mich fragt, wo er leben müsse, um dem lauernden Kummer dann und wann eine Stunde zu entrücken, so nenne ich ihm Heidelberg; und wenn ein Glücklicher mich fragt, welchen Ort er wählen soll, um jede Freude des Lebens frisch zu kränzen, so nenne ich ihm abermals Heidelberg.“ Bald konnte man ohne Schmeichelei von dem goldenen Zeitalter der Universität reden; war sie doch „gebiegen in all ihren Bestrebungen, reich an Geist und Poesie, glänzend weithin durchs deutsche Vaterland in dem gesprochenen und geschriebenen Worte großer Lehrer“; ein Geist edelsten wissenschaftlichen Gemeinlebens verknüpfte die jugendkräftig sich entfaltenden Fakultäten, deren Vertreter nicht nach eignen Interessen, sondern nach den höchsten Zielen der Menschheit strebten; für ewig war die kurpfälzische Zeit vorbei, in der hiesige Professuren an die Wiege gebunden wurden. Unter den zahlreichen Berufungen verdienen nicht wenige Erwähnung; besonders lenkten viele Gelehrte aus Jena ihre Schritte nach Heidelberg. In die theologische Fakultät trugen neben Daub neues Licht Schwarz, Jung-Stillings Schwiegersohn, Vauer, Marheinecke, der aber 1811 nach der neuen Universität Berlin übersiedelte, und Leberecht de Wette, der schon ein Jahr zuvor denselben Weg einschlug; bereits regten sich bei dem Dozenten Neander die Schwingen. Sie alle aber ebneten gewissermaßen nur den Pfad, auf dem der Hohepriester der Fakultät, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, daherschritt, jene gewaltige Persönlichkeit, die für lange Dezennien dem theologischen Studium hier ihren Stempel aufdrückte; in welchem Gelehrten standen in so vollem Einklange An-

spruchslosigkeit und eminentes Wissen, Bescheidenheit und Vielseitigkeit, Wahrheitsliebe, Freisinn und Gründlichkeit? Die juristische Fakultät aber wurde bald für die Universität die entscheidende; nicht mehr die theologischen, sondern die juristischen Studenten bildeten das Hauptkontingent, und Heidelberg ward, was es seitdem blieb, eine in erster Linie juristische Universität; damals konnte es sich rühmen, die größte juristische Fakultät Deutschlands zu besitzen: an ihr leuchteten Sterne ersten Glanzes, neben Heise Christoph Reinhard Dietrich Martin, der berühmte Publizist Johann Ludwig Klüber, der ungewöhnlich geistvolle und vielseitige Karl Salomo Zachariä, der auch durch zahlreiche Anekdoten als Original im Gedächtnisse der Bürgerschaft fortlebt, und der unbestrittene König von Heidelberg während fünfunddreißig Jahren, Anton Friedrich Justus Thibaut, eine wahrhaft europäische Persönlichkeit, der Gegner Savignys. Die medizinische Fakultät erhielt eine belebende Kraft in dem genialen Anatomen Ackermann, dem Schöpfer der Poliklinik, die außer der fünfhundert Gulden betragenden Staatsdotations von den Studenten der Medizin Beiträge empfing; wie er, kam von Jena Schelver, der Schwiegervater unsers Gervinus, und neben ihnen und Heger stand seit 1807 als Autorität Franz Karl Nägele, einer von Deutschlands ersten Geburtshelfern und bestimmt, der große Vater eines großen Sohnes zu werden, der Schwiegersohn des „alten Mai.“ Die philosophische Fakultät rechnete zu ihren Zierden den Dichter Johann Heinrich Voß, der zu amtloser Mitwirkung an der Hochschule berufen worden war und sich an ihr „zu Gutinischer Heiterkeit verzüngte,“ bald aber mit Kreuzer in einen gelehrten Streit geriet, und seinen Sohn, den Philologen Heinrich Voß; mit großem Beifalle wirkten neben ihnen der tüchtige Philosoph Jakob Friedrich Fries, der als Ästhetiker und Historiker geschätzte Mloys Schreiber, der Orientalist Friedrich Wilken, dessen Geschichte der Kreuzzüge noch immer gern gelesen wird, und leider nur ein Jahr der Philologe August Böckh, den uns wiederum Berlin 1810 entriß, um ihn volle 57 Jahre den Seinen zu nennen. Welch eine Fülle berühmter Namen, die von den Ahnen zu den Enkeln fortklingen, welche eine Legion Unsterblicher! Karl Friedrich und Reizenstein hatten wahrlich ihr Bestes gethan, um die Alma mater zu heben; einige Tage bekleidete letzterer im April 1807 selbst das Kuratorium; als unbefugte Hände in sein Werk eingriffen, zog er es zwar vor, dem Amte zu entsagen, kämpfte jedoch nach wie vor mit offenem Visir gegen römische Verdummungs- und Herrschsucht und nährte mit unermüdelichem Eifer die heilige Flamme des Geisteslebens, der Wahrheit und des Rechts. Als 1806 mit dem Breisgau eine zweite Universität, die Albertina in Freiburg, an Baden gefallen war, verlegte der Großherzog Oestern 1807 die katholische theologische Fakultät von Heidelberg dorthin; so ließ sich besser die protestantische Richtung in Heidelberg konzentriren. Am 26. Juli 1810 hob er für das Großherzogtum den Universitätsbann auf, der ihm in wissenschaftlicher Beziehung hinderlich und für mancherlei Verhältnisse drückend erschien; von nun

an konnten die Unterthanen studiren, wo es ihnen behagte, nur mußte jeder Jurist auf einer der beiden Landesuniversitäten einen Kursus über das neue badische Landrecht hören.

Es konnte als die erste Großthat des neu erwachten literarischen Lebens in Heidelberg gelten, als 1804 Daub und Kreuzer die zeitgemäße Zeitschrift „Die Studien“ gründeten, welche im Frühjahr 1805 ans Licht trat; sie zählte außer den Stiftern die ersten Größen der Universität unter ihre Mitarbeiter, erntete Karl Friedrichs warmes Lob und Goethes besondern Beifall. Schon 1808 folgten den „Studien“ die weithin gefeierten „Heidelberger Jahrbücher,“ in jener Zeit von epochemachender Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Literatur und unerreicht in Hinsicht auf die Vereinigung großer Männer aus den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft zu einem Zwecke, auf die allseitige Gebiegenheit ihres Inhalts, auf die schöpferische Produktivität in Abhandlungen und Kritiken. Eine Reihe Stiftungen umschloß, teilweise von Reizenstein angeregt, wie eine Strahlenkrone die Hochschule. Aus den Bücherschätzen in Bruchsal, aus den Klöstern und Sammlungen der Ritterkantone erlangte die Bibliothek einen solchen Zuwachs, daß sie 1812 von 20 000 auf 46 000 Bände stieg. Einem dringenden Bedürfnisse wurde dadurch abgeholfen, daß Karl Friedrich das Dominikanerkloster in der Vorstadt, an der Stelle des heutigen Friedrichsbaues, für 11 000 Gulden kaufte, um in ihm 1804 ein anatomisches Theater, ein akademisches Hospital und eine geburtshilfliche Klinik zu errichten und den es umschließenden großen Garten, geschmückt mit Gewächs- und Treibhäusern, zum Studium der Botanik anzulegen. War Deutschlands herrlichste Ruine nahezu ein Schutthaufen geworden, durchrankt von Gestrüpp, überwuchert von Unkraut und teilweise bepflanzt mit dem Gemüse und der Sichorie des Geheimsekretärs Leger, so brach auch für sie ein Frühling an, um nie mehr dem Winterfroste weichen zu müssen; die Getreide- und Kartoffelfelder an ihren Abhängen verschwanden und ebneten sich zu den saftig prangenden Wiesen, die unser Auge entzücken; droben aber legte der Schwesinger Hofgärtner Zeyher unter der Leitung des kunstfönnigen Professors Gatterer den Schloßgarten mit seinen prächtigen Bäumen an, deren Schatten uns Enkel erquickt; auch hier wurde dem Studium der Botanik ein Feld eröffnet. 1807 entstand durch Kreuzer das philologische Seminar, und neben den Fachwissenschaften hörten viele Studenten wie auch Personen reiferen Alters eifrig Vorlesungen bei Daub, Kreuzer und andern Koryphäen. Die Frequenz der Universität stieg mit dem Ruhme ihrer Lehrer von 250 Studenten 1809/10 auf 437, sank freilich im Todesjahre des Neubegründers auf 392 zurück; die meisten Studenten waren Juristen. Erscheint die Zahl klein, so kann dies uns nicht verwundern; war es doch eine Zeit steter Kriegsläufe! Das Studentenleben trat ebenfalls in eine neue Phase, vorteilhaft hoben sich Gefittung und Haltung der Akademiker; an Stelle der Verbindungen der Konstantisten und Harmonisten

tauchten, dem Zeitgeiste mehr entsprechend, Landsmannschaften auf, zuerst die Badenser und die Rheinländer, dann die Oberrheiner, die Niederrheiner, die Westfalen und die Curonen. Überall pulsrte frisches, jugendkräftiges Streben und Leben, ein neues Blut durchströmte die alte Akademie, und mit dem Dichter durfte man ausrufen:

Da, Schule Heidelbergs! stiegst du in armer Zeit
Aus schauervoller Dunkelheit,
Und Scharen deutscher Söhne zogen,
Sich deiner Fülle zu erfreuen;
Sie eilten hin und sog'en
Die jungen Strahlen ein.

Ein wahrer Fürst des Friedens, ein reiner und erhabener Charakter, schied der unvergeßliche Großherzog am 11. Juni 1811 im 83. Lebensjahre nach einer segensvollen Regierung von 73 Jahren von seinem ihn aufrichtig beklagenden Volke, und in die Gruft zu Pforzheim weinte ihm die Heidelberger Hochschule heiße Thränen nach. Schmückt sie sich jetzt mit Prunkgewändern, die strahlende Jubilarin, um ihre fünfte Säcularfeier zu begehen, und schaut nach denen aus, denen sie den Kranz innigsten Dankes zu reichen hat, so gebührt wohl ihr erster Gruß Karl Friedrich, dem Restaurator, und seinem treuen Sigmund Karl von Reizenstein.



Die naturalistische Schule in Deutschland.

2.



Die naturalistische Schule in Deutschland spricht Zolas große Losung eifrig nach, daß es keine Psychologie, sondern nur eine Physiologie gebe und jede Darstellung des Seelenlebens der Menschen, ohne fortwährende Beziehung auf ihren Gesundheitszustand, ihre Abstammung und den Einfluß ihrer täglichen Umgebung und Beschäftigung eine idealistische „Unwahrheit“ in sich schließe. Wie beschränkt diese Anschauung auch sein, zu welchen falschen Konsequenzen sie führen möge, jedenfalls eröffnet sie der vergleichenden Beobachtung, der Auffassungs- und Zusammenfassungskraft des Schriftstellers ein bedeutendes Gebiet. Man sollte meinen, daß die Apostel des naturalistischen Evangeliums ihren französischen Vorbildern auch in dieser Beziehung nachhelfen und versuchen müßten, die Gesamterscheinung des deutschen Lebens der Gegenwart in großen Romanfolgen,